

OLIVER DIRR



# Walfahrt

Über den Wal, die Welt  
und das Staunen

ullstein extra 

OLIVER DIRR

*Walfahrt*



OLIVER DIRR

# *Walfahrt*

Über den Wal, die Welt  
und das Staunen



Mit Illustrationen von Aki Röll

ullstein extra

Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH  
[www.ullstein-extra.de](http://www.ullstein-extra.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)

**Bildnachweis:**

Alle Fotografien im Bildteil stammen aus dem Privatbesitz des Autors.

Illustrationen © Aki Röll



ISBN 978-3-86493-185-7

© 2022 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Tisa Pro

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

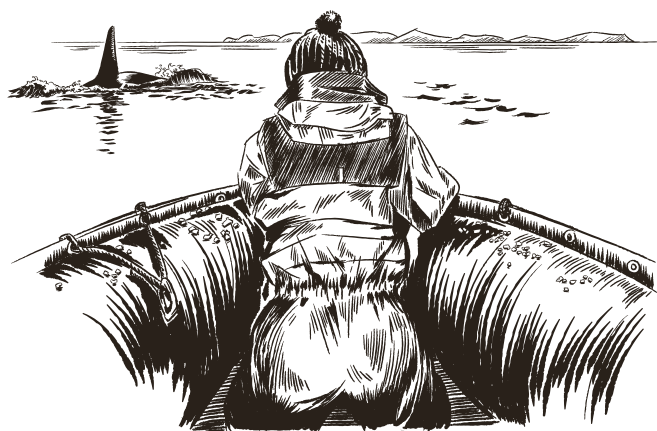
*Für Theresa, die als Kind  
eigentlich Walforscherin werden wollte;  
und für Jonah, der alles werden  
kann, was er sich wünscht.*



# *Inhalt*

Prolog	9
#1 69° Nord	15
#2 Die Hand Gottes	41
#3 WAAAL! Da bläst er!!	57
#4 Uralte Riesen	85
#5 Pühühühühüh	105
#6 Die letzte Wildnis	131
#7 Im Eismeer	147
#8 Wesen wie wir	173
#9 Orcas im Nebel	197
#10 Tausend Jahre Krieg	225
#11 Absolute Giganten	245
#12 Alles wird gut	267
Epilog	289
Dank	293
Tipps	297
Quellen	299





# *Prolog*

## WIE ICH THERESA ZULIEBE MAL AUF EINE WALTOUR GEGANGEN BIN

THERESA WOLLTE ORCAS SEHEN, damit ging es los. Kanadische Westküste, Sommer, zehn Jahre her. Schon als Kind war es ihr Traum gewesen, Walforscherin zu werden, sie hatte sogar Visitenkarten. Ich glaube, *Free Willy* war schuld. Irgendwann kam ihr das richtige Leben dazwischen – Arbeit, Termine, Verpflichtungen, Hobbys – und die Wale blieben ein Traum. Die kanadische Westküste war nun die unverhoffte Gelegenheit, ihn zumindest noch ein bisschen zu erfüllen. Nirgendwo auf der Welt kann man so gut Orcas beobachten wie dort, das haben sie da zumindest alle ständig gesagt. Haben wir also eine Orcatour gebucht.

Als wir an Bord gingen, erzählte uns eine gut aufgelegte Australierin, dass dies schon ihre vierte oder fünfte Whale-Watching-Tour sei. Sie habe bereits in Australien, Kalifornien und Island Wale beobachtet, und jedes Mal sei es wirklich wahnsinnig aufregend gewesen, immerhin seien Wale ja die faszinierendsten Tiere überhaupt, und heute sei sie also noch mal GANZ BESONDERS aufgeregt, denn Orcas habe sie leider noch nie gesehen, aber hier, da würde es nun ganz bestimmt klappen, schließlich könne man nirgendwo auf der Welt so gut Orcas beobachten wie hier, das sei ja allgemein bekannt.

Wir haben dann noch weiter geplaudert, sie schien ja ins-

gesamt recht nett, auch wenn sie natürlich verrückt war, das stand fest, wer macht schon vier oder fünf Whale-Watching-Touren. Zwar steht auf jeder vernünftigen *bucket list*, dass man einmal im Leben einen Wal gesehen haben sollte, von vier- oder fünfmal steht da aber sicher nichts, Wal ist Wal, das habe ich ihr aber lieber nicht gesagt, es ging dann ja auch los.

Die Tour war schön. Wir haben ein paar Orcas gesehen, es war sehr aufregend, Theresa war selig, und ich war vor allem froh, dass sie keinerlei Anstalten gemacht hatten, unser winziges Bötchen zum Kentern zu bringen und uns aufzufressen. Ich hatte mich vorab etwas eingelesen und erfahren, dass Orcas die mit Abstand schlauesten und gefährlichsten Raubtiere der Meere sind, ich war daher auf alles vorbereitet – die Situation war dann aber jederzeit unter Kontrolle.

Mit dem guten Gefühl, dieses Abenteuer überlebt und die Sache mit den Walen nun also abgehakt zu haben, ging es zurück an Land.

Ein paar Jahre später musste ich dann feststellen, dass das womöglich voreilig gewesen war. Die Sache mit den Walen schien doch nicht ganz abgehakt, sie hatte sich, im Gegenteil, eher ausgeweitet und verselbstständigt, und möglicherweise war sie mittlerweile auch komplett außer Kontrolle geraten – es war insgesamt nämlich so, dass Theresa und ich seit der Orcatour in Kanada keine einzige Reise mehr unternommen hatten, bei der es NICHT um Wale ging, und unterwegs hatten sich irgendwie auch unsere Rollen vertauscht, denn immer öfter kam nun Theresa mit, weil ICH irgendwo Wale beobachten wollte.

Diese Entwicklung war schleichend, ich habe sie nicht gleich kommen sehen. Das hat sich einfach so ergeben.

Vor den Walen war ich immer gern zu Hause gewesen, es ist schön dort, ich lese viel, mir hat nichts gefehlt. Die vielen Ausflüge in die Natur kamen auch für mich überraschend, ich

musste mich erst wieder mühevoll einarbeiten, eigentlich bin ich für draußen auch gar nicht gemacht. Dachte ich zumindest. Es ist nicht so, dass ich erst jetzt die Natur für mich entdeckt hätte, die war schon auch vorher da, klar, allerdings ist das lange her, und vielleicht hatte ich sie zwischendrin auch vergessen.

Ich komme vom Land, ein Meer war als Kind nicht greifbar – dafür gab es Tümpel, Teiche, Wiesen und Wälder, und von klein auf habe ich mich mit allem beschäftigt, das irgendwie paddelt, schwimmt und taucht. Ich habe Frösche, Kröten, Molche und Salamander gefangen, sie im selbst gebauten Terrarium im Garten untergebracht und dort stundenlang beobachtet. Nach ein paar Tagen habe ich sie freigelassen und durch neue Exemplare ersetzt, die Fütterung in Gefangenschaft war für beide Seiten nie sehr zufriedenstellend verlaufen. Ich besaß alle möglichen Bücher und kannte alle heimischen Arten, wusste sogar die lateinischen Namen. Ich war neun, vielleicht zehn.

Wie bei allen Kindern war die Faszination für die Natur auch bei mir bereits fest angelegt. Im Fernsehen liefen Grzimek und Sielmann, und als Arendt und Schweiger sich in Neuseeland ihren schönen Unimog von einer Horde neugieriger Keas zerlegen ließen, war für mich eindeutig bewiesen, dass »Tierforscher« der beste Beruf der Welt sein müsste. Irgendwie habe ich das aber aus den Augen verloren, wahrscheinlich kam auch bei mir bloß das richtige Leben dazwischen. Wie bei Theresa.

Es ist möglich, dass die Wale auch für mich eine unverhoffte Gelegenheit waren, etwas nachzuholen, auch wenn ich gar nicht wusste, dass es da vielleicht etwas gab. Es ist vermutlich auch reiner Zufall, dass es in diesem Buch nun um Wale geht. Auch Braunbären, Papageientaucher und Schildkröten wären denkbar gewesen, das ist mir unterwegs immer wieder

mal aufgefallen. Statt der Orcas hätte sich Theresa damals nur eine andere Tour wünschen müssen – die weitere Geschichte wäre wahrscheinlich ähnlich verlaufen.

Ich glaube, bei mir geht es vor allem ums Staunen. Ich bin ganz gut im Staunen, es macht großen Spaß. Und bei Walen ist es leicht. Man weiß fast nichts über sie, und das, was man weiß, ist kaum zu glauben. »We just don't know«, war einer der häufigsten Sätze, die ich von einem berühmten Walforscher gehört habe, den ich später eine Woche lang im Boot begleiten durfte. Kein einziges Mal klang er dabei resigniert, immer nur total fasziniert, dabei macht er das seit vierzig Jahren.

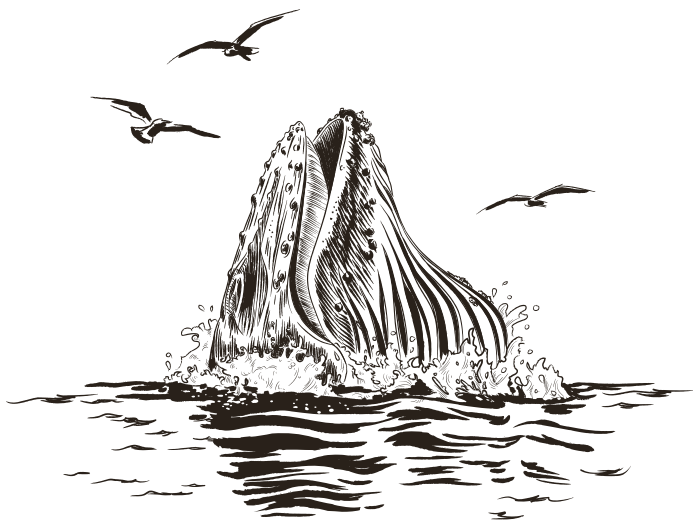
Ich habe unterwegs für mich festgestellt, dass es kein Tier gibt, das mich so sehr mit Ehrfurcht und Demut erfüllt wie der Wal. Keines ist so groß, so stark, so eindrucksvoll und gleichzeitig so fragil, verletzlich und abhängig von unserem Handeln. Die Begegnung mit dem Wal ist der natürliche Anlass, die eigene Einstellung zur Welt und zum Leben zu überdenken. Und dabei vielleicht auch wieder zu lernen, sich ein bisschen weniger wichtig zu nehmen. Sich einzureihen. Und die Natur übernehmen zu lassen. Wie wahnsinnig gut sie das kann, habe ich in diesem Buch aufgeschrieben.





*»Winterliche Dunkelheit schließt den Blick in  
die Ferne aus. Die Kälte drängt dich tief in deine  
Kleidung hinein, treibt dich wieder ins Haus.  
Selbst der Geist zieht sich in sich selbst zurück.«*

*– BARRY LOPEZ, Arktische Träume*



# #1

## 69° Nord

### FLUKEN IM NORDLICHT – WINTER IM ARKTISCHEN NORDEN NORWEGENS

»PHHHUUUUHHH!!«

Wow, Dag hatte recht, man kann sie tatsächlich vom Ufer aus hören. Irre! Vorhin, bei unserer Ankunft, hatte er gleich ganz euphorisch berichtet, dass der Fjord wirklich voller Wale sei. »Es ist phantastisch«, hatte er gesagt, »es sind so viele, und sie sind so nah, dass ihr sie sogar ATMEN HÖREN könnt«, und seit Theresa das wusste, konnte sie es kaum noch abwarten, endlich hier rauszukommen und sich das selbst anzusehen.

Beziehungsweise: anzuhören.

Denn zu sehen gibt es gerade nichts.

Es ist ein Nachmittag kurz vor Weihnachten. Die dunkelste Zeit des Jahres, ganz besonders hier. Wir stehen am Rand des eisigen Bergsfjords, hoch oben im arktischen Norden Norwegens, weit oberhalb des Polarkreises – und wir können kaum die eigenen Hände vor Augen sehen, geschweige denn die vielen Wale im Fjord. Tiefschwarze Nacht, mitten am Tag. Norwegen im Winter.

»Sschhhuuuuuhhhhh!«

Draußen im Fjord ertönt der mächtige Blas der Wale. Wir hören sie von links, von rechts, von weiter draußen, sie sind



überall. Sonst ist nichts zu hören, kein Wind, kein Verkehr, keine Menschenseele. Totale Stille. Nur das friedliche Plätschern des Fjords und der gleichmäßige Atem der Wale.

Theresa und ich hatten die Idee gehabt, den Winter etwas weiter nördlich zu verbringen. Ich hatte irgendwo gelesen, dass man rund um Tromsø im Winter nicht nur Nordlichter beobachten kann, sondern auch Wale, und das ist natürlich eine ganz phantastische Kombination. Im Internet hatte ich ein hübsches ehemaliges Posthäuschen entdeckt, nicht weit von Tromsø entfernt und mitten am malerischen Bergsfjord mit seinen vielen Inseln und dem karibisch blauen Wasser gelegen. Trude Mørkved und Dag Strømholt hatten es vor einer Weile gekauft und liebevoll wieder hergerichtet. Jetzt beherbergen sie dort das ganze Jahr über Gäste, direkt am Rand des Fjords.

»FFFUUUMMMPPHHH!!«

Noch ein Blas, sehr laut, Theresa erschrickt direkt ein bisschen. »Oh! Der war nah«, sage ich, »gleich hier am Ufer.«

»Das sind Buckelwale, die sind noch mal etwas lauter als die Orcas«, antwortet Trude, und das ist genau das, was Theresa hören will: Orcas! Denn natürlich sind es die Orcas, wegen denen wir hier sind. Nach der Orcatour in Kanada war Theresa der Meinung gewesen, dass man dieses Erlebnis durchaus wiederholen sollte. Und warum nicht mal im Winter.

Dag erzählt, dass er im vorigen Jahr morgens beim Kaffee am Frühstückstisch mit bestem Blick auf den Fjord saß – als draußen plötzlich eine schwarze Finne auftauchte. »Wie ein riesiges Schwert zog sie da ganz ruhig und gleichmäßig durchs Wasser.« Kurz darauf eine zweite, gleich neben der ersten. Dann eine dritte, eine vierte, noch eine und noch eine. »Orcas! Hier im Bergsfjord! Mir wäre fast die Tasse aus der Hand gefallen.«

Viele Jahre lang waren die Wale im Winter ein paar Hundert Kilometer weiter südlich aufgetaucht, hier hatten Trude und Dag sie noch nie gesehen. Doch in den folgenden Tagen kamen sie wieder, immer in kleinen Gruppen. »Sie schwammen tief in den Fjord hinein, nur kurz, nach ein paar Stunden waren sie schon wieder weg.« Kleine Spähtrupps, die erkundeten, ob es sich lohnen würde, den Winter über in diesem Fjord zu jagen.

Es lohnte sich, offensichtlich, denn ein paar Tage später kamen die Orcas zurück – dieses Mal in voller Stärke. Und sie blieben. Mit ihnen kamen auch die Buckelwale, ebenfalls in großer Zahl. Und jetzt ist der Bergsfjord im Winter also voller Wale.

»Sschhhuuuuuhhhhh!«

»Phhhuuuuuhhh!!«

»Fffuummmpphhh!«

Drei Atemzüge, direkt hintereinander. »Ihr habt euch wirklich die allerbeste Zeit ausgesucht, um herzukommen«, sagt Trude, »aber jetzt kommt erst mal richtig an, die Wale werden die ganze Woche hier sein – und ab morgen fahren wir zu ihnen raus.« Theresa und ich bleiben noch eine Weile am Ufer stehen. Eine tiefe, friedliche Ruhe liegt über diesem Ort. Theresa ist selig. Ja, hier bleiben wir! Da es mit minus fünfzehn Grad recht frisch ist, setzen wir uns jetzt aber lieber erst mal an den Kamin.



Die Fjorde von Tromsø liegen gut dreihundertfünfzig Kilometer nördlich des Polarkreises, das ist 69° Nord. Nirgendwo auf der Welt kommt man im Winter so weit nach Norden wie hier, zumindest nicht so komfortabel. 69° Nord, das ist nördlich von Island, nördlich der meisten bewohnten Teile Grönlands, nördlich des arktischen Kanada, nördlich von Alaska und ja,

auch nördlich von Sibirien. Niemand käme auf die Idee, im Winter nach Sibirien zu fahren.

Auf 69° Nord gibt es rund um die Welt endlose Weite, kahle Tundra, ewiges Eis und nur wenige Menschen. In Tromsø dagegen gibt es Hotels, Cafés, Restaurants, Geschäfte, sogar einen Flughafen. Und jede Menge Reisende aus aller Welt. Im Gegensatz zu Sibirien ist Tromsø im Winter ziemlich gut besucht, und das ist vor allem dem Golfstrom zu verdanken, der gewaltige Wassermassen aus der Karibik bis in den hohen Norden Europas schiebt – eine gigantische Heizung, über die sich der halbe Kontinent freut. Ohne würde es zapfig werden, so jedoch lässt es sich bei minus zehn bis minus zwanzig Grad ganz gut aushalten.

Aufgrund dieser klimatischen Vorteile und der optimalen Anbindung ist im winterlichen Tromsø also einiges los. Allerdings ist es so, dass die meisten Menschen, die im Winter nach Tromsø reisen, vor allem planen, die Stadt möglichst schnell wieder zu verlassen. Das liegt weniger an Tromsø selbst, sondern an der vielen Natur drumherum. Man kann hier Nordlichter anschauen, Wale beobachten, Hundeschlitten fahren und Rentiere streicheln, außerdem kann man Eisfischen, Schneewandern, Skifahren oder einfach mal wieder einen Schneemann bauen. Die ganze Stadt ist ein einziges Tourangebot, wahrscheinlich wird sie auch deshalb das »Tor zur Arktis« genannt.

In Tromsø selbst gibt es einen kleinen Hafen, eine gläserne Bibliothek, die eisig-weiße Eismeerkathedrale, eine Roald-Amundsen-Statue, das Polarmuseum und die berühmte Tromsø-Brücke, die mit ihren knapp vierzig Metern Höhe gerade hoch genug ist, damit die vielen Hurtigruten-Schiffe auf ihrem Weg zum Nordkap noch darunter hindurch passen. Außerdem gibt es die *Bastard Bar* und einen Plattenladen, der sämtliche Platten des Elektropop-Duos

*Røyksopp* hat, weil *Røyksopp* eben aus Tromsø kommen. Das ist es im Prinzip.

Einer der berühmtesten Söhne der Stadt war der etwas verrückte Trapper Henry Rudi, der von 1889 bis 1970 wirkte und in dieser Zeit rekordverdächtige siebenundzwanzig Winter in der Arktis verbrachte. Ich habe Trapperhütten auf Spitzbergen gesehen, das sind einsame Bretterverschläge mitten im Nirgendwo, mühsam und wacklig in die Tundra gezimmert, nicht viel größer als ein Schuhkarton und von der Zivilisation ähnlich weit entfernt wie der Mond. Man muss die Arktis schon sehr lieben und ein enormes Vertrauen in den natürlichen Lauf der Dinge haben, um in solch einem Verhau auch nur einen Winter zu verbringen. Geschweige denn siebenundzwanzig.

Als Trapper war es Henry Rudis Beruf, Pelztiere zu jagen. Er war ganz gut darin. Im Lauf der Jahre fing und schoss er nach eigener Rechnung siebenhundertdreizehn Eisbären, und als er irgendwann auch noch auf die Idee kam, junge, durch ihn verwaiste Eisbären als Haustiere zu halten, hatte er in den norwegischen Medien den Spitznamen »Isbjørnkongen« weg, »der Eisbärkönig«.

Das Polarmuseum in Tromsø hat Henry Rudi einen eigenen Raum gewidmet – ebenso wie Roald Amundsen, der immerhin die Nordwestpassage entdeckt, als Erster den Südpol erreicht und den Nordpol mit dem Luftschiff überflogen hat. Gleich neben einer schweren Büste des großen Entdeckers mit der noch größeren Nase hängen unzählige Artikel über den Eisbärkönig Henry Rudi.

Auf einem der Fotos ist er dabei zu sehen, wie er freudig und wild mit den Armen fuchtelnd auf einem Bären reitet, der entweder beeindruckend gut dressiert oder bereits tot und gefroren ist. Nach seinem Schaffen als Trapper ging Henry Rudi den ausgestellten Artikeln zufolge noch für einige Jahre im

norwegischen Jetset des frühen 20. Jahrhunderts ein und aus, für seine Leistungen erhielt er sogar die Königliche Verdienstmedaille in Silber. Jede Zeit hat ihre Helden.

Das Polarmuseum in Tromsø ist unbedingt einen Besuch wert, besonders zu Beginn einer Reise, wenn sich die innere Uhr noch orientieren muss. Denn wer im Winter so weit nach Norden reist, muss den eigenen Tagesablauf radikal umstellen – man muss sich mit allem beeilen, zumindest, wenn man sich draußen aufhalten und dabei noch etwas sehen will.

Nordnorwegen im Dezember, das bedeutet knappe vier Stunden Helligkeit pro Tag, und selbst diese Helligkeit hat wenig zu tun mit der Helligkeit eines normalen Wintertages in, sagen wir, München. Es gibt einfach keine Sonne hier, wer sie sehen möchte, müsste ein paar Hundert Kilometer nach Süden fahren. Stattdessen wabert das, was sie hier »Tag« nennen, von der Morgendämmerung ohne große Umschweife direkt in die Abenddämmerung hinein, mit einem kurzen Helligkeitshoch zwischen elf und drei. Zu allen anderen Zeiten ist es entweder schwarz oder sehr schwarz.

Direkt im Anschluss an den Sommer werden die Tage hier sehr schnell kürzer, um die Jahreswende herum dann sehr langsam wieder länger. Der dunkelste Tag ist der 22. Dezember, auf den arbeiten alle hin, danach geht es aufwärts, jeden Tag mit ein paar Minuten mehr Helligkeit, Mitte Januar sind es schon wieder fünf bis sechs Stunden Licht. Ein einziger, monatelanger Sonnenaufgang, bis im Sommer dann die Sonne wieder rund um die Uhr am Himmel steht. Wenn sie auf Spitzbergen Anfang März zum ersten Mal wieder über den Bergen erscheint, versammeln sich die Menschen, um sie mit Jubel und Gesang zu begrüßen.

Wenn man also, wie zum Beispiel wir, den Norden Norwegens zur absolut dunkelsten Zeit bereist, ist es unbedingt eine

gute Idee, von Tromsø aus direkt weiter in Richtung Küste zu fahren, wo das wenige Licht aus dem Süden nicht auch noch unnötig von den überall im Weg herumstehenden Bergketten abgefangen wird.

Von Tromsø bis zum Ufer des Bergsfjords sind es ein bis zwei Stunden, man fährt erst ein bisschen Boot, dann ein wenig Auto, bis man schließlich auf der Westseite der Insel Senja steht und von dort fast bis hinüber nach Grönland blicken kann.



Nach der Ankunft am Bergsfjord machen wir es uns am wohligh knisternden Kamin des kleinen Posthäuschens gemütlich. Man fühlt sich sofort zu Hause hier, und das liegt vor allem an Trude und Dag. Sie heißen uns willkommen wie alte Freunde, dabei kennen wir uns gerade erst seit ein paar Minuten. Angenehm!

»Ich habe für heute Abend etwas Walkunde für euch vorbereitet«, sagt Trude, »damit ihr auch wisst, worauf ihr die nächsten Tage im Boot achten müsst.« Ein Orca-Abend am Kamin, Theresa ist begeistert, und das ist die Untertreibung des Jahres. Wenn man für Theresa eine ideale Reise zusammenstellen wollte, sie würde ganz sicher, unbedingt und immer mit einem Orca-Abend beginnen. Gern auch am Kamin.

Bei mir ist es so, dass ich vor unserer ersten Waltour in Kanada insgesamt der Meinung war, dass ein Wal im Großen und Ganzen eben ein Wal ist – groß, schwer, schlau, beeindruckend, interessant, geheimnisvoll – und dass es bei einer Waltour in erster Linie also darum gehen würde, IRGEND EINEN Wal zu sehen. Um welche Art es sich dabei dann genau handeln würde, das schien mir doch eher vernachlässigbar. Ein Detail.

Da Theresa sich damals von Herzen gewünscht hatte, Or-

cas zu sehen, habe ich mir das ihr zuliebe einfach mitgewünscht. Und als es dann im Boot plötzlich über Funk hieß, es wäre gerade irgendwo ein Zwergwal gesichtet worden, woraufhin unser Kapitän völlig euphorisch bekannt gab, da fahre man jetzt mal hin, das schaue man sich an, da war ich Theresa zuliebe natürlich von Herzen enttäuscht. Es war dann reines Glück, dass uns auf dem Weg zum Zwergwal unverhofft ein paar Orcas über den Weg geschwommen sind, die wir dann so lange beobachtet haben, bis der Zwergwal über alle Berge war, wie wir nebenbei über Funk mitgeteilt bekamen, sodass wir schließlich noch mehr Zeit für die Orcas hatten und nirgendwo mehr hinmussten, um diesen Zwergwal zu suchen. Man braucht schon auch Glück auf so einer Waltour.

Nachdem Trude und Dag uns bereits versichert hatten, dass der Bergsfjord nicht nur voller Buckelwale, sondern auch voller Orcas war, ging es aus meiner Sicht für die kommenden Tage also nur noch darum, auf möglichst wenig Wind zu hoffen, denn wie ich von Dag bereits gelernt hatte, ist Wind der natürliche Feind einer jeden Bootstour. Bis dahin hatte ich vor allem auf Regen geachtet, denn wer will schon nass werden im Boot, Dag allerdings sagte, dass Regen, Schnee oder Kälte komplett egal seien, »es geht hier nur um den Wind, das ist das einzige Thema, das euch in den nächsten Tagen interessieren sollte. Wenn es zu windig ist, können wir nicht rausfahren.«

Glücklicherweise hatte Trude bereits erwähnt, dass für die nächsten Tage mit »phantastischem Wetter!« zu rechnen sei, gelegentlich gar mit »kompletter Windstille!«, und das sei ganz besonders zu hoffen, weil so ein »spiegelglatter Fjord!« im »arktischen Licht!« ein wirklich »einmaliger Anblick!« sei.

Vorher allerdings: Walkunde.

Vorbereitung ist schließlich alles.

»Also, erst mal ganz grundsätzlich: Buckelwale gehören zur Familie der Bartenwale, Orcas zur Familie der Zahnwale«, erklärt Trude, »das ist ein wichtiger Unterschied.«

Während Zahnwale über, nun ja, Zähne verfügen, mit denen sie ihre Beute bearbeiten, haben Bartenwale stattdessen lange bis sehr lange Fransen in ihrem Maul, mit denen sie ihre Nahrung aus dem Wasser filtern. Diese Fransen nennen sich Barten, und bei manchen Walen können sie gute vier Meter lang werden, so groß ist ihr Maul. Sie baumeln in mehreren dichten Schichten vom Oberkiefer herunter, und man liegt sicher nicht ganz falsch, wenn man sich das wie einen etwas überdimensionierten und aus dem Ruder gelaufenen Schnurrbart vorstellt, der nicht außen auf der Oberlippe, sondern auf der Innenseite gewachsen ist.

»Bartenwale sind die, die ihr sicher auch als »sanfte Riesen« kennt«, sagt Trude, »sie gehören zu den größten und schwersten Tieren, die die Natur je hervorgebracht hat.«

Obwohl sie selbst Giganten sind, ernähren sich Bartenwale von kleinen Fischen und winzigen Krebsen – davon jedoch können sie auf einen Schlag gleich mehrere Tonnen zu sich nehmen. So groß ist ihr Maul. Innerhalb kurzer Zeit können sie sich eine enorme Speckschicht zulegen, die es ihnen erlaubt, extreme saisonale Wanderungen zu unternehmen, auf denen sie monatelang überhaupt nichts fressen. Bartenwale sind permanent auf Reisen und am liebsten allein unterwegs, sie sind eher eigenbrötlerisch – mithilfe ihrer bizarren Gesänge und Grunzlaute können sie sich bei Bedarf jedoch über den halben Globus hinweg miteinander unterhalten.

»Zahnwale dagegen sind elegante und trickreiche Jäger«, sagt Trude, »sie machen auf beinahe alles Jagd, was die Ozeane zu bieten haben.«

Anders als Bartenwale legen Zahnwale großen Wert auf Gesellschaft. Sie sind überaus soziale und kommunikative



Tiere, sie leben in festen Gruppen mit komplexen Strukturen, innerhalb derer es einen bunten Strauß an Bräuchen, Gepflogenheiten und Dialekten gibt, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Die Jagd ist für Zahnwale mühevoller Kleinstarbeit, jedes Beutetier muss einzeln erlegt werden. Da Zahnwale jedoch über ein hoch entwickeltes Sonar verfügen und unfassbar ausgefeilte Jagdmethoden entwickelt haben, kommen sie insgesamt ganz gut zurecht.

»Was ich ja vor allem spannend finde«, sagt Dag, »seit über vierzig Jahren werden Wale überall auf der Welt erforscht – und trotzdem sind die meisten Dinge in ihrem Leben immer noch ziemlich unklar. Das ist doch verrückt, oder?«

Es sind sehr grundlegende Dinge, bei denen die Forschung noch immer mit Vermutungen und Meinungen herumhantieren muss: Wie finden Wale Nahrung? Wie orientieren und organisieren sie sich? Was bedeutet ihre Kommunikation? Wie geben sie ihr Wissen weiter? Man hat da durchaus Ideen, die meisten davon sind allerdings kaum zu beweisen, es geht um Feldforschung unter schwersten Bedingungen, im Labor kann man sich so einen Wal ja schließlich nicht halten. Es ist kompliziert.

Während wir uns mit Trude und Dag einen ganzen phantastischen Abend lang über Wale und ihre Erforschung unterhalten, fällt mir auf, wie interessant und spannend so ein bisschen Theorie doch ist, wenn man weiß, dass schon am nächsten Tag echte, erlebbare Praxis daraus wird. Sollte man mal im Auge behalten.

»Diese Fjorde«, sagt Trude, »sind gerade übrigens der einzige Ort auf der Welt, wo ihr Orcas und Buckelwale gleichzeitig beobachten könnt, eigentlich gehen die sich nämlich aus dem Weg.«

»Und was ist hier anders?«, fragt Theresa. »Warum kommen so viele von ihnen hierher?«

»Wegen dem Hering«, antwortet Dag. »Die Fjorde hier quellen beinahe über vor lauter Hering – und für die Wale ist das ein Fest!«

Der norwegische Hering ist viel unterwegs, im Frühjahr findet er sich an der Küste zum Laichen ein, im Sommer zieht es ihn weit hinaus aufs offene Meer, im Herbst wandert er zurück, den Winter verbringt er in den langen, tiefen Fjorden des Nordens, wo er von seinen üppigen Fettreserven lebt und neuen Rogen bildet, bis im Frühjahr alles wieder von vorne losgeht. Gerade im Winter ist der Hering also eine überaus attraktive und fette Beute – ohne ihn wären weder die Wale noch wir jetzt hier.

Alle fünf bis zehn Jahre sucht sich der Hering neue Fjorde zum Überwintern, man weiß aber nicht genau, warum. Da er immer weiter nördlich auftaucht, könnte der Klimawandel eine Erklärung sein: Die Fjorde im Süden werden immer wärmer, dem Hering gefällt das nicht, also weicht er nach Norden aus. Es ist aber ebenso gut möglich, dass er einfach darauf setzt, für seine Angreifer nicht allzu berechenbar zu sein. Der Hering ist ein gewitzter und schwer ausrechenbarer kleiner Fisch, und weder die Wale noch die Fischer können verlässlich mit ihm planen.

Hering bildet Schwärme, wirklich gewaltige Schwärme, die zu den größten im gesamten Tierreich zählen. Aus der Luft betrachtet wirken sie wie ein einziger Organismus, der sich über viele Quadratkilometer hinweg ausdehnen kann.

Allein schon durch seine schiere Masse versucht der Hering, seine Jäger zu beeindrucken und zu überfordern, damit diese nicht wissen, auf welchen Fisch sie sich konzentrieren sollen. Manchmal bildet er auch ein dichtes silbernes Knäuel, der Schwarm ballt sich dann eng zusammen und wirkt auf seine Angreifer wie eine einzige schillernde Wand, die kaum noch Angriffsfläche bietet. Im Bedarfsfall wird der Hering so-

gar selbst aktiv, dann gibt er die Schwarmbildung auf und geht zum Gegenangriff über – Millionen kleiner Fische, die wie auf Kommando ihre Angreifer umkreisen, das ist ein irres Geflirre und Gewusel, in dem man schnell den Überblick verliert, wenn man nicht gerade selbst ein Hering ist.

Als wir bei unserer Ankunft am dunklen Bergsfjord standen, der trotz Windstille und Trockenheit in einem fort wie ein leichter Sommerregen vor sich hin plätscherte, habe ich Dag gefragt, was das für ein Geräusch ist. »Das ist der Hering«, antwortete er, »der Fjord ist so voll mit Hering, dass du ihn schwimmen hörst.«



Am nächsten Morgen geht es los. Wir fahren raus! Heute werden wir die Wale nicht nur hören, sondern auch sehen! Ich setze mich an den großen Frühstückstisch, von dem aus Dag damals die erste Orcafinne im Fjord beobachtet hat, und ja, tatsächlich, man kann sie wirklich VON HIER AUS sehen. Mit Kaffee in der Hand und knisterndem Kamin im Rücken. Was für ein Ort!

Auf dem Weg zum Boot fällt mir zum ersten Mal das Licht auf. Ein kristallklares, eisiges Blau, das über den Bergketten im Norden in ein kräftig schimmerndes Rosa übergeht, dabei sind beide Farben so rau und körnig, als wäre das nicht die Realität hier, sondern ein uralter Fotoabzug auf hartem Strukturpapier. Man kann die Luft beinahe greifen.

»Was für ein Licht!«, rufe ich begeistert.

»Arktisches Licht«, antwortet Trude.

»Komplett surreal! Sowas hab ich noch nie gesehen!«

»Ja, stimmt. Dieses Licht ist sehr besonders.«

»Wozu noch Sonne, wenn man so ein Licht hat?!«

»Finde ich auch. Der Winter ist die beste Zeit hier.«

»Besser als der Sommer mit der Mitternachtssonne?«

»Absolut! Ich liebe den Winter hier!«

Am Hafen wartet bereits Dag, er hat das Boot vorbereitet und startklar gemacht. Wir fahren mit einem RIB, das ist ein sehr schnelles, mittelgroßes Schlauchboot mit festem Rumpf.

»Willkommen an Bord!«, ruft Dag.

»Danke! Guten Morgen!«, antworte ich.

»Setzt euch ruhig schon mal hin!«

»Danke! Äh, wohin denn?«

»Einfach auf die Seiten.«

»Auf die Seiten?«

»Ja, am besten gut verteilen.«

»Aber da sind keine Sitze.«

»Ach so, nein, Sitze gibt es nicht.«

»Ah. Okay. Aber ...?«

»Einfach obendrauf setzen. Auf die Luftkissen.«

»Äh, ist das nicht ein bisschen wacklig?«

»Kommt auf das Wetter an. Am besten beide Beine fest auf den Boden stellen und immer leicht vornüber ins Boot lehnen, dann kann nichts passieren. Außen sind außerdem Schlaufen, da könnt ihr euch festhalten, wenn es mal etwas wackelt.«

Dag zeigt auf ein dünnes Seil, das über den Luftkissen auf beiden Seiten zu Schlaufen gespannt ist. Da jetzt also hinsetzen und festhalten. Wie die *Greenpeace*-Leute, die sitzen bei ihren Aktionen auch immer seitlich in ihren Booten. Und immer zittert man mit, dass sie dabei bloß nicht hintenüberfallen.

Trude hatte vorhin beim Anziehen dieser dicken, sperrigen und unbequemen Schutzanzüge noch gesagt, dass wir die unbedingt tragen müssten, ohne Diskussion: »Da ist eine Schwimmweste schon mit eingebaut, und falls – also wirklich: FALLS – ihr aus Versehen über Bord geht, hält die euch so

lange über Wasser, bis wir euch zurück ins Boot gezogen haben. Das Wasser ist nämlich so kalt, dass man sich schon nach ein paar Sekunden nicht mehr richtig bewegen kann.«

Ich hatte in diesem Moment noch souverän gelacht und erklärt, dass so etwas sicher nicht passieren wird, schließlich seien wir keine Anfänger, wir hätten immerhin schon eine komplette Orcatour in Kanada hinter uns, wir wüssten also Bescheid. Da wusste ich allerdings noch nichts von Dags RIB, in dem man ohne Sitz oder Gurt einfach locker wippend auf den Luftkissen sitzt und sich an irgendwelchen Schlaufen festhält. Aber gut, beim Reisen geht es nicht zuletzt ja auch darum, die Grenzen der eigenen Komfortzone zu verschieben. Warum also nicht mal über sich hinauswachsen jetzt?

Ich schaue rüber zu Theresa. Sie sitzt bereits und hüpfelt entspannt und freudig auf ihrem Luftkissen herum. Von ihrer Seite aus kann es losgehen. So ist das immer, wenn wir unterwegs sind. Sie schaut sich die Dinge an, sie probiert sie aus, sie bekommt sie hin. Jedes Mal, egal worum es geht. Wenn meine Komfortzone ein Bierdeckel ist, ist ihre ein Fußballfeld.

Die Fahrt ist ruhig und ereignislos, das Sitzen auf der Seite ist weniger kompliziert als gedacht, ich werde das später leider nicht zur Heldengeschichte hochjazzen können. Außerdem sind wir schon nach ein paar Minuten da. Dag steuert das Boot einfach in die Mitte des Fjords und stellt den Motor ab. »Lasst uns hier warten und sehen, was passiert ...«, sagt Dag, als Theresa auch schon ruft: »Da hinten! Orcas!! Ganz viele! Sie schwimmen genau in unsere Richtung!!«

Orcas sind die Top-Prädatoren der Weltmeere, sie stehen an der Spitze der Nahrungskette, im Wasser macht ihnen niemand etwas vor. Im Unterschied zu anderen Jägern wie Weißen Haien, Eisbären oder, an Land, auch Löwen, Tigern und Grizzlys muss man sich bei einer Begegnung mit Orcas

aber keine großen Sorgen machen. Nirgendwo auf der Welt wurde bislang ein tödlicher Angriff auf Menschen dokumentiert. Zumindest in freier Wildbahn.

So weit die Theorie. In der Praxis ist es dann allerdings so, dass sie einem gehörigen Respekt einflößen. Ausgewachsene Orcabullen kommen auf acht bis neun Meter Länge, Kühe auf sieben bis acht – unser Schlauchboot dagegen auf fünf oder sechs, wenn überhaupt. Das ist schon noch mal eine andere Situation als in Kanada.

Die Gruppe schwimmt bestimmt und unbeirrt auf uns zu. Ich nestele an den Luftkissen herum und greife nach den Schlaufen. Theresa ist derweil nach vorne in den Bug des Bootes gekrochen, um sich dort so weit es geht vornüberzulehnen. Ich glaube, sie möchte den Abstand zwischen sich und den Orcas so gering wie möglich halten. Und dabei zählt jeder Zentimeter.

»Phhuuuhhh!«

»Phhhooooooooohh!«

»Phhhhuuuhhh!«

»Phhoohh!!«

Der Blas der Orcas ist anders als der der Buckelwale, den wir abends noch am Ufer des Fjords gehört hatten: energischer, kraftvoller, eindringlicher. Es sind viele. Vielleicht zehn, fünfzehn. Sie sind ständig in Bewegung, schwer zu zählen, sie schwimmen zügig, tauchen immer nur kurz auf und wieder ab – und je näher sie kommen, desto lauter ist ihr Blas.

»PHHOOHHH!«

»PHHUUHH!!«

»PHHHOOOOOOOOOOHH!«

»PHHHUUUUHHH!«

»PHHOHH!!«

Sie schwimmen dicht an unserem Boot vorbei, nur ein

paar Meter vom Bug entfernt. Theresa hat jetzt eindeutig den besten Platz. Die Orcas haben es eilig, für unser Boot scheinen sie sich nicht im Geringsten zu interessieren, als wären wir gar nicht da. Nach ein paar Augenblicken ist schon wieder alles vorbei, die Orcas verschwinden in den Weiten des Fjords, werden kleiner und kleiner, bis ihr Blas kaum noch zu hören ist.

»Phhuuuhhh!«

»Phhhhhoohhh!!«

»Phhuuhh!«

Theresa dreht sich zu uns um. Sie strahlt über das ganze Gesicht, voller Ehrfurcht, Staunen, Glück. Deshalb sind wir hier. Wegen dieses Blicks. Das ist ihr Orcablick. Nach der Bootstour in Kanada hatte ich ihn zum ersten Mal gesehen.

Trude zeigt nach links: »Schaut mal da hinten! Ein riesiger Bulle! Wow!! Das ist Mr. Orca! Seht ihr seine Finne? Die ist gigantisch! Bestimmt knappe zwei Meter!« Man macht sich auf Fotos keine Vorstellung davon, wie groß so eine Orcafinne ist. Es fehlt der Maßstab, der Vergleich. Man stellt sich so einen Orca insgesamt ja eher wie einen Delfin vor, was er rein biologisch auch ist – der Körperbau ist so ähnlich, dass der Orca intuitiv auch größenmäßig sofort in der kleinen Delfinschublade verschwindet. Aber da gehört er überhaupt nicht rein.

Ich habe mal Fotos von gestrandeten Orcas gesehen, die nicht mehr zu retten waren. Darunter auch ein großer Bulle mit mächtiger Finne. Der Mann neben dieser Finne sah aus wie ein Zwerg. Wie mit Photoshop notdürftig kleiner gezogen. Man glaubt es nicht. So groß kann diese Finne doch unmöglich sein. Ist sie aber. Man erschrickt direkt ein bisschen. Ich zumindest.

Hier im Boot ist es jetzt leicht, sich ein Bild zu machen. Vor allem, wenn der große Bulle mit der riesigen Finne so